



EIN SCHWAGSTORFER ORIGINAL!

Erinnerungen an den Schneidermeister August Elschen



August Elschen aus Schwagstorf

Foto: privat

Auch mehr als 40 Jahre nach seinem Tod gilt er noch als ein echtes Schwagstorf-Original. „Schnieders August“, wie ihn die Schwagstorf-er nannten, war Schneider von Beruf, dazu Imker und Jäger aus Leidenschaft.

Seine Enkelin Monika Hölmer hat ihre Erinnerungen an den unvergessenen Opa August Elschen aufgeschrieben. Er hätte sich sehr gefreut und es wäre ihm eine Ehre gewesen, wenn seine Lebensgeschichte veröffentlicht wird.

Mein Opa August Elschen, der vor 135 Jahren am 26. März 1888, in Schwagstorf, Auf den Benken, geboren wurde, war im Kirchspiel Schwagstorf sehr bekannt. Man nannte ihn auch „Snieters August“, weil er im ganzen Ort und auch über dessen Grenzen hinaus für seine Kunden nähte. Mein Opa sprach immer platt – Menschen aus der Stadt, wie zum Beispiel mein Schwager aus Osnabrück, hatten deshalb Schwierigkeiten, ihn zu verstehen.

Opa war ein geselliger Mann. Er wurde 93 Jahre alt – war nie ernsthaft krank. Er sagte, er habe seine eigene Medizin. Jeden Morgen um Elf kam der „11-Uhr-Zug“, und Opa holte aus seinem Schlafzimmerschrank eine Flasche mit selbstgemachtem „Bärenfang“. Das war Honig mit Schnaps. Hiervon trank er dann ein Gläschen.

Opa hatte seit seiner Geburt ein kürzeres Bein, aber dies war für ihn kein Handicap, denn er trug immer

Holzschuhe, die er beim Holzschuhmacher anfertigen ließ. Der eine Schuh war einfach ein Stück höher. Er war ein Tierliebhaber und besaß viele Tiere, wie Vögel, Fische und Hunde. Auf seine Bienen komme ich später noch zu sprechen.

August war der älteste Sohn von Bernard Heinrich Elschen, geb. am 1. März 1861, und dessen Frau Christine Maria, geb. Thünker, geb. am 2. September 1856. Die Eheleute erhielten vom elterlichen Hof drei Hektar Grund, auf dem sie ihr Haus bauten. Aus gesundheitlichen Gründen konnte August die Landwirtschaft nicht bewirtschaften. Er trat das Erbrecht an seinen jüngeren Bruder Franz Elschen ab und wurde Schneider. Am 21. September 1915 heiratete er Anna Klein Thediek. Aus der Ehe gingen acht Kinder hervor.

Noch im selben Jahr 1915 gründete August Elschen nach Wanderjahren einen Schneiderbetrieb in seinem Haus. Hier hatte er eine Schneiderstube mit ein bis zwei Mitarbeitern. Er betrieb eine Herrenschniderei aller Art nach Maß.

Oft war Opa auch außer Haus. Er nähte dann bei Bauern für die ganze Familie die Hosen. Hier bekam er dann auch Verpflegung. Oft erhielt er Lebensmittel vom Hof (Mehl, Eier usw.) als Lohn, oder es wurde „angeschrieben“ in einem dicken Buch. Dieses befindet sich noch in meinem Besitz. Oft musste er auf das



Bürgermeister Reinhold Schröder (li., gest. 2012) und Stadtdirektor Hubert Imwalle (re., gest. 2015) gratulieren August Elschen zum 90. Geburtstag.

Foto: NOZ/Monika Hoelmer

Geld warten, bis die Kundschaft wieder flüssig war. Ich weiß noch genau, wie mein Opa beim Nähen in seinem kleinen Nähzimmer auf einem Tisch saß. Mit überkreuzten Beinen, man nannte es auch Schneidersitz, war er am Nähen. Das geschah, damit der Stoff nicht auf dem Boden bzw. Fußboden lag und schmutzig wurde. Mein Opa besaß auch eine Nähmaschine von der Firma Singer. Die „Singer“, wie sie schlicht genannt wurde, war noch nicht mit einem Elektromotor ausgestattet, sondern musste mit Fußbetrieb betätigt werden. Er nähte hauptsächlich Hosen. Die Hosen, auch Bramscher Hosen genannt, wurden meistens aus festem Wollstoff aus Bramsche genäht. Sie waren warm und strapazierfähig und gut als Arbeitshosen zu gebrauchen.

Gebügelt wurden die Hosen mit einem Bügeleisen, das auf dem Herd auf der Feuerstelle erhitzt wurde. Ein befeuchtetes Bügeltuch wurde auf den Stoff gelegt, und dann wurde die Hose glatt gebügelt.

Ein Stoffhändler mit Stoffen, Knöpfen, Garn, Nähadeln und andere Kurzwaren kam mit dem Fahrrad zu uns ins Haus. Für uns Kinder war die Schneidkreide am besten. Damit konnten wir wunderbar auf unserem Zementboden in der Küche malen. Meistens bekam der Vertreter nach dem Verkauf bei uns noch ein Mittagessen. Danach konnte er gut gestärkt seine Fahrt mit dem Rad fortsetzen.

Mit dem Tod des Gründers am 24. September 1981 war der Schneiderbetrieb beendet. August Elschen hatte keinen Nachfolger. Sein Sohn Bernhard hatte zwar Schneider gelernt, war aber leider 1944 im Krieg gefallen. Mein Opa hatte auch eine Bienenzucht. Er hatte ein riesengroßes Bienenhaus. Wenn die Bienen schwärmten, musste die Königin aus dem Schwarm gesucht werden. Ich durfte dabei helfen. Alle sagten: „Oh Gott, wenn die dich stechen“. Aber ich sagte: „Die kennen mich doch!“

Mein Papa, Karl Elschen, dagegen hatte Angst, und er wurde oft gestochen.

Die Jungs hatten etwas anderes herausgefunden: Opa hatte eine Bienenpfeife mit Tabakblättern. Sie wollten „groß sein“ und probierten das Rauchen. Meistens mussten sie dann aber fürchterlich husten. Die Bienen wurden auch an andere Plätze gebracht, zum Beispiel nach Lonnerbecke. Hier gab es Linden. Lindenhonig, also Honig, der aus den Lindenblüten entsteht, schmeckt besonders gut. Die Waben wurden in eine Honigschleuder gestellt, und der Honig wurde dann herausgeschleudert. Die Waben wurden vorher geöffnet. Der Honig wurde in kleine Eimer gefüllt und verkauft.

Die Waben waren Rähmchen aus Holz, innen war eine künstliche Wachsplatte, auf der die Bienen ihren Nektar lagerten. Bis der Honig fertig war, wanderte er noch durch viele Bienenmägen. Am besten schmeckte übrigens der Honig direkt aus den Waben, die von den Bienen aus selbst produziertem Wachs gebaut worden waren.

Mein Opa hatte noch ein anderes Hobby: **die Jagd**. Er hatte immer Jagdhunde. Mit seinem Moped fuhr er bis ins hohe Alter immer noch mit zur Treibjagd und stellte sich am Waldrand an, um das Wild zu erlegen. Eine von seinen Jagdgeschichten weiß ich noch. Er hatte ein Wildschwein geschossen. Am Abend wurde es mit seinen Jagdkollegen ordentlich begossen. Sie hatten das Schwein mitten in die Küche gelegt. Sie saßen im Kreis

um das tote Tier herum, tranken und sangen dazu: „Die Sau ist tot, die Sau ist tot.“ Ich war damals sechs Jahre alt und wurde von dem Lärm wach, stand auf und sah das Gelage, was ich heute noch vor Augen habe.

Der Sonntag war Ruhetag: Morgens Kirche und nachmittags um 16 Uhr war Doppelkopfspielen angesagt. Dabei gab es eine gute Zigarre und „Priem“, der oft zum Ärger meiner Mutter neben den aufgestellten Topf auf den Boden ausgespuckt wurde. Priem war Kautabak, er war ein Genussmittel – Tabak mit Zusatzstoffen. Der Hauptwirkstoff war Nikotin. Er sah aus wie Lakritz. Mein Opa machte sich mit uns Kindern einen Scherz daraus und bot uns einen Priem an. Er schmeckte ekelhaft und wir spukten ihn sofort wieder aus.

Bis in die Nacht wurde Karten gespielt. Meistens ging es laut dabei zu, und es gab so manchen Streit mit dem Ergebnis, das man nicht mehr zusammen Kartenspielen wollte. Am nächsten Sonntag aber saßen dann alle vier wieder am Tisch zusammen und spielten.

Monika Hölmer



Weitere interessante Geschichten aus dem Osnabrücker Land finden Sie im Heimat-Jahrbuch des KHBB!